

Michael Lackner

## Chinesische Diagramme



Geboren 1953. Studium von Sinologie, Ethnologie, Politikwissenschaften und Philosophie in Heidelberg, Taipei und München. Promotion 1983, Habilitation 1990 (München). Tätigkeit bei der Bayerischen Staatsbibliothek (1979-1982), der Universität München (1984-1988) und der Volkswagen-Stiftung in Hannover (1988-1990). Stipendiat des DAAD und der Maison des Sciences de l'Homme (1990-1991) in Paris. Lehrtätigkeit an den Universitäten München, Göttingen und Berlin (FU). Directeur d'Études Associé de la Maison des Sciences de l'Homme, Gastprofessur an der Universität Genf. Veröffentlichungen u. a. zu Theorie und Praxis der chinesischen Traumdeutung, der Jesuitenmission in China, dem Denken der Songzeit (10-13. Jh.) und der Rezeption westlicher Philosophie im zeitgenössischen China. — Adresse: Unité d'Etudes Chinoises, Faculté des Lettres, Université de Genève, 3, rue de Candolle, CH-1211 Geneve4.

Nach Berlin war ich mit der Absicht gekommen, mich nach längerer Zeit des wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Engagements für das zeitgenössische China wieder den geistesgeschichtlichen Grundlagen des Neokonfuzianismus zuzuwenden. Diesen Vorsatz habe ich allerdings nur zu einem Teil realisieren können; denn etliche früher eingegangene Verpflichtungen, insbesondere zum Thema „China und der Westen“, mußten noch erfüllt werden: zunächst war ein längerer Artikel über den „figuristischen“ Jesuitenmissionar de Prémare, der zahlreiche „Spuren“ der alt- und neutestamentarischen Offenbarung im klassischen Kanon der Chinesen entdeckt haben wollte, druckreif zu machen („A Figurist at Work. The ‚Vestigia‘ of Joseph de Prémare S.J.“, in: Jacques Gernet u. a. [Hg.], *Europe in China*, Paris 1991). Im Rahmen der Vorbereitung einer Vorlesung über die Jesuitenmission in China, die ich im Wintersemester an der Freien Universität hielt, entstand ein ca. 150 Seiten umfassendes Manuskript, das hoffentlich einmal die Grundlage zu einem Lehrbuch abgeben wird.

Die Vereinnahmung und imperative Anverwandlung der fremden Kultur um der besseren Integration des Anderen in das Eigene willen, wie sie

die jesuitischen „Figuristen“ betrieben, ist keine Einbahnstraße im Austausch zwischen China und dem Westen geblieben: In den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts war die Mehrheit der chinesischen Bildungselite in ganz analoger Weise davon überzeugt, daß westliche Wissenschaft und Technik ihren — im „Mutterland“ allerdings aufgrund der Verachtung derartiger „Äußerlichkeiten“ nicht zur Blüte gelangten — Ursprung in China gehabt hätten. Einen Teil meines Aufenthaltes im Kolleg nutzte ich im Zusammenhang mit einer weiteren Lehrveranstaltung an der Freien Universität für eine umfangreiche Materialsammlung zu diesem aus leicht einsehbaren Gründen bislang eher vernachlässigten Thema. Eine erste analytische Übersicht befindet sich derzeit im Druck; ferner hat die Volkswagen-Stiftung, der ich durch Beratung in zahlreichen Angelegenheiten ihrer Förderung der deutsch-chinesischen wissenschaftlichen Zusammenarbeit verbunden blieb, einen kulturwissenschaftlichen Förderungsschwerpunkt „Das Fremde und das Eigene“ auf ihr Programm gesetzt, an dessen Konzeption ich mitwirken konnte.

Für das zeitgenössische China sind Verständnis und Aneignung westlicher Geistes-, Wissenschafts- und Technikgeschichte eine wichtige Bedingung seiner Modernisierung. Auf sprachlicher Ebene erfolgt diese Aneignung durch die Umsetzung fremdsprachlicher Terminologie in stets neu „gegossene“ chinesische Neologismen, die zumeist eine hohe semantische Valenz besitzen. Mit dem am Chinesischen häufig gerühmten selbstexplikativen Charakter dieser Neuschöpfungen geht in der Regel Hand in Hand der Mangel an kritischer, kreativer Distanz zum Fremdwort: Neologismen sind zumeist nach einer Generation sinisiert, und ein vor zwei Jahrtausenden entstandener Ausdruck unterscheidet sich nicht erkennbar von einem rezenten. Ein Artikel „Les avatars de quelques termes philosophiques du français et de l'allemand en chinois moderne“ (*Études chinoises*, 1993) versucht den daraus entstehenden, häufig in Mißverständnisse mündenden Konsequenzen in philologischer, aber auch politischer Hinsicht ein wenig auf den Grund zu kommen.

Mißverständnisse sind auch in der Gegenwart beileibe kein Privileg Chinas: Um die Wurzeln der Hysterie, die sich gegen Ende der 70er Jahre großer Teile der deutschen Wirtschaft in bezug auf ihre Chancen in China bemächtigte („der größte Markt der Welt“ und dergleichen), dingfest zu machen und — freilich mit wenig Hoffnung auf Erfolg — vor Wiederholungen zu warnen, entstand eine katalogförmig strukturierte Abhandlung „Desiderata einer auf die Wirtschaft Chinas bezogenen Forschung aus sinologischer Sicht“ (in: A. Bohnet [Hg.], *Zehn Jahre Wirtschaftsreformen in China*, Hamburg 1993). Erfreulicherweise hielt sich die Nachfrage der Öffentlichkeit nach Stellungnahme zur chinesischen Aktualität während meines Jahres am Wissenschaftskolleg ansonsten in Grenzen, und die seit

1989 andauernde Latenzphase der Hysterie ermöglichte vergleichsweise ungestörtes Arbeiten.

Das Vorhaben freilich, um dessentwillen ich ans Kolleg gekommen war, ist vorläufig Stückwerk geblieben. Diagramme (chin. *tu*), die die Interpretation der für das jeweilige Verständnis zentralen Passagen aus dem chinesischen klassischen Kanon „abbilden“, sind — mit ihren symbolische Konfigurationen zeigenden Vorläufern des 9.-10. Jahrhunderts — seit dem 12. Jahrhundert ein vor allem im Süden Chinas verbreitetes Mittel der visuellen Umsetzung einer bestimmten Lesart bzw. eines Argumentes hinsichtlich der Deutung der entsprechenden Passage(n) eines oder mehrerer Texte. Derartige ikonische Darstellungen von Textanalyse dienten zum einen — über die vom Betrachter geforderte Meditation — mnemotechnischen Zwecken, zum anderen verkörpern sie die jeweils autoritative Lesart bereits durch ihre Struktur, die dem linearen Diskurs häufig entgegengesetzt, jedenfalls aber andersartig ist. In manchen Diagrammen finden sich rudimentäre Ansätze zur graphischen Darstellung syntaktischer Strukturen, niemals jedoch zu einem der Grammatik vergleichbaren Metadiskurs über Sprache, was bei dem Fehlen einer expliziten Grammatik im traditionellen China auch nicht verwundern darf. Besondere Aufmerksamkeit galt während meiner Zeit in Berlin den graphischen Mitteln, mit denen auf den Diagrammen etwa Verneinung oder die sogenannten grammatischen Partikel (durch Linien, Kreise, Strichbündel und dergleichen) visualisiert werden. Wenn auch das Abendland, insbesondere im späten Mittelalter, die diagrammförmige Illustration eines Argumentes kennt, so scheint mir bei den chinesischen Pendanten aus einer Reihe von Gründen doch eine gewisse Spezifik vorzuliegen; nicht umsonst sprechen manche Sinologen (z. B. Derk Bodde) vom „diagrammartigen Charakter“ bereits der chinesischen Schriftzeichen.

In etlichen Fällen ist das eigentliche Argument, das der Abfassung eines Diagramms zugrundelag, nur in sehr entlegener Literatur auffindig zu machen. Ein Teil der Arbeit in Berlin war daher auch der Suche nach dem jeweiligen locus classicus einer Interpretation gewidmet. Der am Wissenschaftskolleg entstandene Aufsatz „Argumentation par diagrammes: une architecture à base de mots“ (*Extrême Orient — Extrême Occident* 14, 1992) versucht, eine bestimmte diagrammförmige Abbildung der für die weitere Entwicklung des Neokonfuzianismus bis zu Beginn unseres Jahrhunderts so ungemein bedeutsamen „Westinschrift“ des Zhang Zai (1020-1078) gewissermaßen als „Inkarnation“ eines diese Inschrift interpretierenden Satzes seines Kollegen Cheng Yi (1033-1107) zu deuten. Mittlerweile sind zu etwa zwanzig repräsentativen Diagrammen derartige Analysen erstellt, und ich hoffe, sie in nicht allzu ferner Zukunft in einer Monographie vorstellen zu können.

---

Auch unter den Bedingungen eines konventionellen Stipendiums oder Forschungsfreijahres hätte wohl das eine oder andere entstehen können; doch das meiste verdanke ich sicherlich den Annehmlichkeiten, die ein Jahr am Kolleg eben mit sich bringt. Den eigentlich nötigen homerischen Katalog bringe ich hier leider nicht unter, daher seien nur zwei genannt: die Bibliothek, für deren Mitarbeiterinnen keine Bestellung zu ausgefallen ist, von den Quantitäten ganz zu schweigen; die EDV-Equipe, ohne deren Beratung ich weder chinesische Texte schreiben noch die z. T. recht komplexen Diagramme hätte zeichnen können. Das Kolleg ist jedoch wohl nicht nur dazu bestimmt, wissenschaftliche Monaden mit dem Notwendigen zu versorgen. Meinen Co-Fellows verdanke ich u. a. Einsichten zu der für das Verständnis „meiner“ Diagramme so wichtigen Textanalyse, zum Vorkommen vergleichbarer Diagramme im Abendland, zur Entstehung grammatischen Denkens im alten Griechenland, ferner Aufschlüsse über talmudisches Kommentarwesen und die Problematik kollektiver und individueller (nicht zuletzt auch meiner eigenen) Identität(en) sowie über den Zusammenhang zwischen Mantik und Physiognomik und vieles andere, das im Lauf der Zeit sogar meiner professionellen Identität zugute kommen mag. Wer wie ich in einer kritischen Phase der eigenen Entwicklung, mit der festen Überzeugung an das Kolleg gekommen ist, es falle zunehmend schwerer, Freundschaften zu schließen, wird den Zuwachs auch über die professionelle Ebene hinaus zu schätzen wissen.